

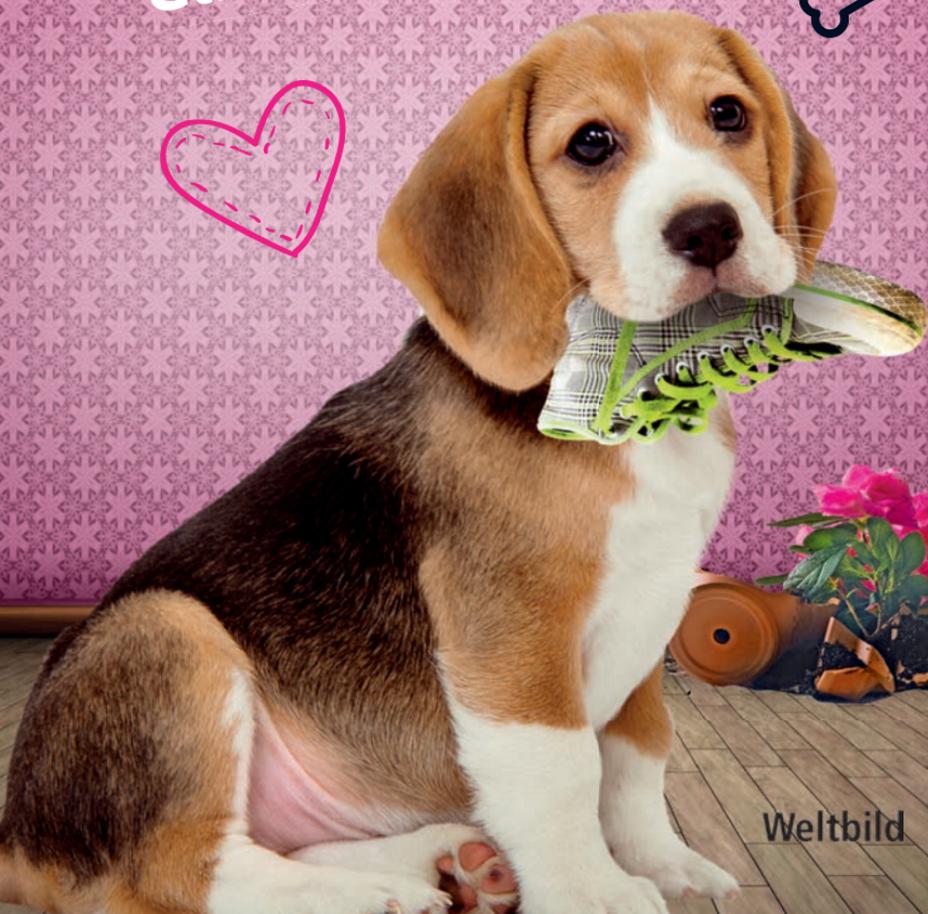


PAULA MUNIER



Freddie

Ein Beagle räumt auf



Weltbild

Freddie – Ein Beagle räumt auf

Die Autorin

Paula Munier ist schon ihr ganzes Leben lang Hundeliebhaberin. Ihren ersten eigenen Hund bekam sie zu ihrem zehnten Geburtstag – einen schwarzen Pudel namens Rogue. Seither hat sie ihr Leben mit zahlreichen Hunden, Katzen, Fischen und einer Eidechse verbracht. Alle zusammen haben ihr weniger Ärger eingebracht als der kleine Beagle mit dem Namen Freddie.

Paula Munier lebt an der Südküste von Massachusetts.

Paula Munier

Freddie – Ein Beagle räumt auf

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
Fixing Freddie bei Adam's Media, a division of F+W Media, Inc., USA.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Paula Munier
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild Retail

GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Umschlaggestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Umschlagmotiv: © Thinkstockphoto; istock; Maria Seidel

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-599-6

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für meinen Vater, der mir meinen ersten Hund
geschenkt hat.

Für meine Mutter, die mir erlaubt hat, ihn zu behalten.

Und für Alexis und Corkie, Greg und Rambo,
Mikey und Shakespeare und Freddie, die den
eindeutigen Beweis dafür liefern, dass ein Leben ohne
Kinder und Hunde gar kein richtiges Leben ist.

Hinweis der Autorin

Bei jeder Liebesgeschichte gibt es drei Seiten: ihre, seine und die des Hundes. Hier wird »ihre« Seite der Geschichte erzählt, und obwohl sie so wahr ist wie ein Hundejaulen, wurden die Namen einiger Rüden, Hündinnen, Wurfgeschwister, Rudelführer und Rudelmitglieder geändert, um sowohl die Unschuldigen als auch die Bösewichte zu schützen.

Meine Hunde wissen mehr über mich als ich selbst.
Abigail Thomas: A Three Dog Life

1

»Sie müssen meinen, was Sie sagen, und sagen, was Sie meinen. Beides ist gleich wichtig.«

Jennifer Bridwell: The Everything Dog Obedience Book

Wir brauchten keinen Hund. Wir hatten schon einen: eine ausgesprochen nette, große, liebenswerte, knuddelige, zottige Promenadenmischung namens Shakespeare. Und eine Katze: eine schöne, getigerte Katze namens Isis. Wir waren eine Familie: ich, der Hund, die Katze und Mikey, mein jüngstes Kind und das einzige, das noch bei mir lebte. Seine Geschwister waren erwachsen und ausgezogen. Sein Vater war nur ausgezogen.

Umzugstag. Seit der Scheidung vor ein paar Jahren waren wir ziemlich oft umgezogen – zu oft. Von Las Vegas nach Massachusetts, von dort aus weiter nach Kalifornien und wieder zurück nach Massachusetts. Und jetzt ging es von der Nordküste von Massachusetts an die Südküste. Nur vierundvierzig Meilen entfernt – eine ganze Welt.

»Du hast versprochen, wir ziehen nicht mehr um«, hatte Mikey gesagt, als ich ihm von dem neuen Job erzählte, den man mir angeboten hatte. Ein echter Traumjob, wirklich, als Ideenmanager für einen Verlag, der im Jahr ungefähr zweihundert Bücher auf den Markt brachte, Ratgeber, mit deren Hilfe die Leser lernten, wie man eine Hochzeit plant, wie man ein Baby stillt und wie man einen Hund erzieht. Aber das war nicht der Grund, warum ich den Job so gern haben wollte. Es ging ganz klar um das Gehalt.

»Wir hätten dann mehr Geld, mein Schatz.« An einem kühlen Abend im Mai hatten wir auf dem kleinen Balkon unserer

Wohnung in Salem gesessen und den Leuten zugesehen, die mit ihren Hunden spazieren gingen oder auf dem kurvigen Gehweg über den aufgeplatzten Asphalt joggen. Unsere Wohnung lag im mittleren Stockwerk eines leicht abgewohnten, dreistöckigen viktorianischen Hauses in einer Gegend mit lauter leicht abgewohnten, dreistöckigen viktorianischen Häusern. »Genug Geld für ein eigenes Haus.«

»Aber es gefällt mir richtig gut hier.« Mein elfjähriger Sohn starrte auf die Dächer der Stadt, auf das Gewirr von Drähten, Kabeln und Antennen, das sich scharf vor dem Abendhimmel abzeichnete.

»Du wirst auf eine bessere Schule gehen können«, sagte ich. »Eine sichere Schule.«

Mikey sah mich an. »Aber meine Freunde sind hier.«

»Wir ziehen ja nicht wieder quer durchs ganze Land.« Ich legte ihm einen Arm um die Schulter, aber er zog sich zurück. »Höchstens eine oder zwei Stunden von hier. Du kannst deine Freunde jederzeit besuchen.«

»Ach.«

»Versprochen. Wann immer du willst, fahre ich dich höchstpersönlich hierher.«

»Ich gehe nicht mit.« Mikey verschränkte die Arme vor der Brust und hob sein blasses Kinn.

Ich seufzte.

»Wir reden noch mal drüber, wenn du von deinem Vater zurückkommst.« Mikey sollte nächste Woche nach Kalifornien fliegen, um wie jedes Jahr die Sommerferien mit seinem Vater zu verbringen.

»Aber dann ist es zu spät!« Seine tiefblauen Augen füllten sich mit Tränen. »Oder?«

»Ich tue das, was für uns das Beste ist, mein Schatz.«

»Für dich vielleicht.« Er wischte sich mit dem Handrücken die Tränen weg.

»Für uns beide.«

Mikey stand auf und sah mich mit vorpubertärer Gering-

schätzung an. »Ich hasse dich«, sagte er ruhig und ging mit schweren Schritten in sein Zimmer.

»Ich weiß«, erwiderte ich.

Während Mikey sich in seinem Zimmer hinter den Computerspielen verschanzte, blieb ich auf dem Balkon sitzen und sah der aufsteigenden Dunkelheit zu. Wenn ich den Job annahm, würde das bedeuten, dass ich nach Jahren der finanziellen Kämpfe endlich genug Geld zusammenkratzen könnte, um uns ein Haus in einem anständigen Schulbezirk zu kaufen. Niemals hätte ich gedacht, dass ich das allein schaffen würde. Und ich war immer noch nicht sicher, ob ich es machen sollte, selbst wenn ich konnte. Die bloße Tatsache, dass ich genug verdiente, um einen Kredit aufnehmen zu können, hieß ja nicht, dass ich ihn auch dreißig Jahre lang ganz allein abbezahlen könnte. Aber ich war es meinem Sohn schuldig, es wenigstens zu versuchen.

Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so allein gefühlt.

Den Sommer verbrachte ich damit, ein Haus zu suchen. Das erste Haus, in das ich mich verliebte, war ein umgebautes Bauernhaus aus dem 19. Jahrhundert, aber ich wurde von einem jungen Paar überboten, das gerade sein erstes Kind erwartete. Das zweite Angebot machte ich für ein Bauernhaus aus den Fünfzigerjahren, das an einem See lag. Es war teurer, aber ich hatte das Gefühl, selbst Mikey würde sich mit dem Gedanken anfreunden können, direkt an einem See zu wohnen. Entsprechend begeistert war ich, als mein Angebot Mitte Juni akzeptiert wurde.

Es war ein Nachlassverkauf, das Haus stand leer, und mit ein bisschen Glück würden wir Mitte August einziehen können, gerade rechtzeitig zum Schulbeginn.

Aber die Wochen gingen, ohne dass die Verkäufer einen Notartermin festsetzten. Und irgendwann gaben sie endlich zu, dass nur vier der fünf Geschwister, die die Erbgemein-

schaft bildeten, einverstanden waren; einer weigerte sich zu unterschreiben.

Allmählich lief mir die Zeit davon. Zu meinem neuen Arbeitsplatz musste ich zwei Stunden fahren. Und wieder zwei Stunden zurück. Bald würde Mikey zurückkommen – was dann? In meiner Verzweiflung bat ich den Makler, mir jedes Haus an jedem See an der gesamten Südküste zu zeigen. Es gab nur eins in meiner Preisklasse, ein sehr kleines, sehr teures, sehr altes und sehr renovierungsbedürftiges Haus mit fast keinem Stauraum.

Ich kaufte es trotzdem.

Und jetzt gehörte es uns. Im Grunde genommen war es nur ein umgebautes Sommerhäuschen, und wenn man es recht besah, war es eine hässliche Bruchbude, aber es lag an einem wunderschönen See, und das machte mich blind für alle seine Nachteile. An diesem herrlichen, frischen, sonnigen Herbsttag, während die dunkelrot gefärbten Blätter fielen, die Wellen sanft plätscherten und die Kiefern sauber dufteten, versuchte ich, meine Ängste beiseitezuschieben und glücklich zu sein. Ich fragte mich, wie lange es dauern würde, bis Mikey hier glücklich sein würde. Drei Monate, sechs Monate, ein Jahr? Je eher wir umzogen, desto eher würden wir uns zu Hause fühlen.

»Zeit zum Auspacken«, sagte ich zu Mikey, als wir auf der vorderen Terrasse standen und zusahen, wie der Umzugswagen wegfuhr.

»Jetzt doch nicht«, sagte Mikey. »Erst müssen wir den Welpen holen.«

»Welchen Welpen?« Ich dachte über die Hunderte von Umzugskartons nach, die unsere vierundachtzig Quadratmeter Wohnfläche verstopften und dringend ausgepackt werden mussten. Schöne Aussichten.

»Na, *unseren* Welpen.«

»Wir haben doch keinen Welpen!« Ich fragte mich, wie ich

hundert Paar Schuhe in meinen spindgroßen Schrank kriegen sollte. Von meinen Kleidern ganz zu schweigen.

»Aber jetzt kriegen wir einen.«

»Ich weiß gar nicht, wovon du redest, mein Schatz.« Ich wollte keinen Welpen, und Mikey wusste das. Ich dachte darüber nach, wie viel wohl eine Spülmaschine kosten würde. Keine berufstätige Mutter sollte ihre Abende ohne Spülmaschine verbringen müssen.

»Wenn wir ein eigenes Haus haben, hast du gesagt.« Mikey sprach jetzt sehr eindringlich. »Weißt du das nicht mehr?«

Inzwischen war er zwölf und bestand nur noch aus Armen, Beinen und Standpunkten. Aber unter seinem Draufgänger-tum versteckte sich immer noch der traurige kleine Junge, der seinen Vater vermisste – und der mit jeder noch so beiläufigen Bemerkung über unsere kaputte Familie an meinem schlechten Muttergewissen zupfte.

»Ich wollte nicht umziehen, aber jetzt bin ich hier.« Mikey drehte sich zu mir und legte mir die Hände auf die Schultern. »Als ich bei Papa war, ist mir die Sache mit dem Welpen wieder eingefallen.«

»Was für ein Welpe?« Nicht zu fassen, der Kerl war schon fast so groß wie ich. Er musste in diesem Sommer an die zehn Zentimeter gewachsen sein.

»Wir haben jetzt ein eigenes Haus, Mama, wie du es gern wolltest«, sagte er langsam und feierlich, als müsste er einer Dreijährigen das innerste Wesen des Universums erklären. »Das heißt, jetzt ist es Zeit, den Welpen zu holen.«

O Gott.

Tief in meinem Muttergedächtnis erinnerte ich mich vage an eine dieser Standardantworten, die wir unseren Kindern geben, wenn sie sich etwas sehr wünschen und wir es ihnen nicht geben können oder wollen. Kuchen zum Frühstück, ein Besuch in Disney World ... dass Papa für immer zurückkommt.

Und früher oder später wünscht sich jedes Kind einen Welpen. Aber Welpen machten viel Arbeit, und außerdem waren

sie politisch inkorrekt. Warum holt man sich einen Welpen ins Haus, wenn es da draußen Millionen verlassener Hunde gibt, die ein Zuhause brauchen? Das hatte ich Mikey immer wieder gesagt, und als ihn das nicht überzeugt hatte, hatte ich hinzugefügt: »Man kann in einer Etagenwohnung keinen Welpen halten. Vielleicht irgendwann, wenn wir unser eigenes Haus haben.« Im Verlauf von zwanzig Jahren und zwei Ehen hatte ich ein halbes Dutzend Häuser geliebt und verloren: durch Umzüge quer durch die Vereinigten Staaten, finanzielle Katastrophen und Scheidungen. Irgendwann hatte ich mich damit abgefunden, eine Wohnung zu mieten, und den Gedanken an ein eigenes Haus weit von mir geschoben. Kein Wunder, dass ich ein sicheres Gefühl dabei gehabt hatte, Mikey einen Welpen zu versprechen, wenn wir irgendwann ein eigenes Haus hätten. Die Chancen dafür standen schließlich etwa eins zu einer Million.

Wir lebten von der Hand in den Mund, und ich hatte nicht im Traum daran gedacht, dass wir wirklich eines Tages wieder in einem eigenen Haus leben würden. Aber jetzt war dieser unvorstellbare Tag tatsächlich gekommen – das Cottage am See gehörte uns. Wenn wir dieses Haus verloren, würde es keinen Ehemann geben, dem ich die Schuld daran geben könnte. Es wäre ganz allein mein Problem.

»Du hast es versprochen«, insistierte Mikey.

»Aber Schätzchen, wir haben doch Shakespeare.« Der so Angesprochene kam schwanzwedelnd auf uns zugesprungen: Shakespeare, der perfekte Hund, den ich adoptiert und mitgebracht hatte, um den Schmerz zu lindern, an diesem ersten grauenhaften Weihnachtsfest, das Mikey und ich allein verbracht hatten.

Mikey nahm die Hände von meinen Schultern und überließ mich dem treuen Shakespeare. »Shakespeare ist toll, aber er ist kein Welpe, Mama. Als wir ihn gekriegt haben, war er schon erwachsen.«

»Außerdem haben wir eine Katze.« Ich suchte den Hof nach

unserem furchtlosen Tiger Isis ab. »Hast du sie übrigens gesehen? Sie muss hier irgendwo sein.« Jedes Mal, wenn wir umzogen, machte ich mir Sorgen, dass sie sich zu bald zu weit vom Haus entfernen und nicht wieder zurückfinden würde. Einmal, vor ein paar Jahren, hatte ein weggelaufener Rottweiler sie in den nahen Wald gejagt, und die verschreckte Katze war zwei Wochen lang nicht nach Hause gekommen.

»Da oben auf dem Baum.« Mikey ließ Shakespeare los und deutete auf einen hohen Ahorn auf der anderen Seite des Hofes. Isis kauerte auf einem niedrigen Ast und lauerte auf ein Eichhörnchen, das fast so groß war wie sie.

»Welpen können nicht auf Bäume klettern«, sagte ich, um einen Witz zu machen. »Im Grunde sind sie zu gar nichts nütze.«

»Nicht besonders witzig, Mama.«

»Ich weiß.« Ich hielt inne und versuchte es in einer anderen Richtung. »Schau, wir sind gerade erst hier angekommen. Vielleicht, wenn wir uns ein bisschen eingelebt haben ...«

»Aber du hast es *versprochen!*«

Du hast es versprochen. Mit diesem Satz zwingt man jede alleinerziehende Mutter in die Knie.

»Aber ...«, versuchte ich es noch einmal, obwohl ich wusste, dass ich auf verlorenem Posten stand. Zum wievielten Mal in meinem Leben als Supermutter?

»Genau wie du *versprochen* hast, dass wir nicht mehr umziehen.« Mikey schob die Hände in die Hosentaschen und begann, nach einem losen Brett auf der Veranda zu treten. Ich nahm mir vor, es später festzunageln.

»Wir haben jetzt ein eigenes Haus«, sagte er mit leiser Stimme. »Also können wir jetzt auch den Welpen holen.«

»Mal sehen«, sagte ich. Und sobald ich es ausgesprochen hatte, bereute ich es auch schon, denn in unserer Familiensprache war »Mal sehen« der Mutter-Ausdruck für »Auf keinen Fall«.

Mikey sah mich mit diesem Ausdruck leichten Widerwil-

lens an, von dem ich aus Erfahrung wusste, dass er sich sehr bald zu echter pubertärer Verachtung auswachsen würde. »Du hast es also nie ehrlich gemeint. Du wolltest es gar nicht.«

Seufzend wandte ich meinen Blick zu dem wolkenlosen blauen Himmel. Mikey hatte seine Freunde, seine Schule und seine Fußballmannschaft verlassen, sein ganzes Leben. Er musste in einer neuen Stadt in eine neue Schule gehen, einsam und ohne Freunde wie alle »Neuen«. Mein Vater war bei der Army gewesen, ich wusste genau, wie sich das anfühlte.

Und ich dachte an den Pudelwelpen, den mein Vater mir mitgebracht hatte, als ich nicht viel jünger gewesen war als Mikey jetzt. Dieser kleine Hund – wir hatten ihn »Rogue« getauft – war mein einziger echter Freund gewesen, während ich ein Dutzend neue Schulen kennenlernte. Mein Gott, wie hatte ich diesen Hund geliebt!

Mikey war nicht glücklich über diesen Umzug, im Gegensatz zu mir. Ich hatte ein eigenes Haus, einen neuen Freund und einen tollen neuen Job. Und ich wollte, dass Mikey über diesen Umzug genauso glücklich war wie ich.

Ich seufzte wieder. Wir brauchten keinen Welpen. Aber ein Versprechen ist ein Versprechen, das lernt man früher oder später von seinen Kindern. Und wie ich sehr bald lernen sollte, hat man den Kampf verloren, bevor er überhaupt angefangen hat, wenn man nicht meint, was man sagt, und wenn man nicht sagt, was man meint.

Im örtlichen Tierheim fingen wir an. Ich hatte immer Glück und gutes Karma gehabt, was das Adoptieren von Tieren anging: Sowohl Shakespeare als auch Isis waren adoptiert, und wenn ich damals besser aufgepasst hätte, wären mir ihre Adoptionsgeschichten vielleicht eine Lehre gewesen.

Isis war als Erste zu uns gekommen. Vor der Scheidung, als Mikey noch klein gewesen war und wir alle zusammen in Kalifornien gelebt hatten, hatte mein Ex eines Tages einen Riesenstreit um die drei großen Unzufriedenheitsfaktoren an-

gefangen, die unsere Familie angeblich ständig auseinanderzureißen drohten: mein Job, meine Kinder, meine Einstellung zu so ziemlich allem. Am nächsten Tag bekam ich als Entschuldigung ein erstaunliches Blumenarrangement aus Rosen und Strelitzien in einer großen Kugelvase. Und zwischen den Stängeln in diesem Goldfischglas schwamm – allen Ernstes! – ein lebendiger, fröhlicher Goldfisch. Es war eine hübsche Karte dabei – und Fischfutter.

Mikey fand den Goldfisch toll und gab ihm sofort den Namen Freddie. Aus Gründen, die er allein kennt, liebt Mikey den Namen Freddie und erklärt, seit er drei Jahre alt ist, immer wieder, wie gern er selbst Freddie geheißen hätte. Freddie der Fisch war unser einziges Haustier und bekam sehr viel Liebe, Aufmerksamkeit und Futter von Mikey. Wahrscheinlich zu viel Futter. Nach ein paar Monaten sank er, wie es Goldfische unweigerlich tun, in sein nasses Grab.

»Der Fisch ist tot, lang lebe der Fisch!«, dachte ich, während ich meinen schluchzenden Sohn tröstete, dem fast das Herz gebrochen war, als er sein orangefarbenes Haustier mit dem Bauch nach oben in der ehemaligen Blumenvase schwimmen sah. Wir begruben Freddie I. in einem Schuhkarton im Hof, und ich sorgte dafür, dass Freddie II. bei uns Einzug hielt ... und dann Freddie III. und Freddie IV. Als ich die Zoohandlung betrat, um Freddie V. zu kaufen, hatte ich von Fischen mehr als genug.

In dem Laden war eine Frau vom Tierschutzverein, die Kätzchen abzugeben hatte. Ich hatte keine Ahnung von Katzen, weil ich in einem Hundehaushalt aufgewachsen war, als Tochter eines Bauernsohns, der der Ansicht war, Katzen taugten nur zum Mäusefangen in der Scheune. Außerdem war ich in höchstem Maße allergisch auf Katzenhaare, und schon deshalb hatte ich mich bis dahin von dieser Spezies ferngehalten.

Zwei Kätzchen waren noch übrig, getigerte Schwestern mit riesigen grünen Augen. Die kleinere von ihnen betrachtete mich mit dem kühlen Blick einer altägyptischen Königin.

»Sind sie nicht unglaublich?« Die Frau vom Tierschutzverein nahm mir den Plastikbeutel mit Freddie V. aus der Hand und drückte mir das arrogante Kätzchen in den Arm.

Das Kätzchen schnurrte.

»Ich weiß überhaupt nichts über Katzen.« Ich streichelte die kleine Prinzessin, die mit jeder Bewegung lauter schnurrte.

»Da gibt es nicht viel zu wissen. Katzen sind Selbstversorger.«

»Aber sie ist noch so klein!« Das Kätzchen kletterte an meiner Brust hoch und rieb mit seinem weichen Kopf an meiner Wange.

»Sie ist sechs Monate alt, hat alle Impfungen und ist von ihrer Mutter gut erzogen worden.« Die Frau lächelte. »Und sie mag Sie.«

»Ich bin allergisch auf Katzen«, sagte ich und fuhr mit der Nase durch das Katzenfell.

»Ja, das sehe ich«, lachte die Frau.

»Nein, ehrlich!« Ich lachte auch.

»Leute, die allergisch auf Katzen sind, reagieren oft auf den Speichel, den die Katze beim Putzen im Fell hinterlässt«, erklärte sie mir. »Es gibt aber ein Spray, mit dem man die Katze abwischen kann und das die Allergene neutralisiert.«

»Ja, davon habe ich schon gehört. Ein Typ bei mir auf der Arbeit schwört darauf.« Mein Freund Brett redete ständig davon, dass ich für Mikey eine Katze ins Haus holen sollte, und er war wirklich ganz begeistert von diesem Spray.

»Und selbst wenn Sie allergisch sind – mit einer Kätzin ist es nicht so schlimm. Weibliche Katzen sondern nicht so viel Allergen ab.« Die Katzenfrau schlenderte weiter und überließ es der furchtlosen Katze, den Rest zu erledigen.

Das Kätzchen rollte sich auf meinem Arm zusammen und döste ein wenig. Ich wartete darauf, dass ich zu niesen anfangen würde, aber nichts geschah. »Also«, sagte ich mit einem Lächeln zu der Frau, »anscheinend bin ich nur auf die Katzen anderer Leute allergisch.«

Fünzig Dollar und eine Grundausstattung später saß ich im Auto, eine miauende Katze in einer Box und einen ahnungslosen Fisch in einem Plastikbeutel neben mir. Bis ich zu Hause angekommen war, hatte ich das königliche Kätzchen Isis getauft, nach der ägyptischen Göttin. Für den vierjährigen Mikey war es Liebe auf den ersten Blick, obwohl sie nur ein paar Stunden später mit einem blitzschnellen Tatzenschlag Freddie V. aus der ehemaligen Blumenvase holte und verschluckte: ein böses Omen für künftige Opfer. Seit diesem ersten Tag war sie das erklärte Lieblingstier.

Shakespeare war genauso unwiderstehlich gewesen. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir in Las Vegas gewohnt, wohin wir gezogen waren, als Mikey fünf gewesen war. Wir wollten noch mal von vorn anfangen, aber sechs Monate später lebten mein Mann und ich in getrennten Wohnungen. Ganz klarer Hinweis an dieser Stelle: Ziehen Sie niemals nach Las Vegas, um Ihre Ehe zu retten! In Nevada gab es keinen Buchverlag, also ging ich wieder zur Zeitung. Vegas war eine Durchgangsstation mit Tausenden von Leuten, die jeden Monat her- und wieder weggezogen, je nachdem, wie es mit ihrem Spielerglück stand, und deshalb stellten verlassene Tiere ein großes Problem dar. Auf einen kurzen Nenner gebracht: Es gab zu viele Tiere und zu wenige Menschen, die ein Tier suchten.

Die Zeitung, für die ich arbeitete, unterstützte einmal im Jahr einen Tag, an dem neue Besitzer für Tiere gesucht wurden. Es war ein Samstag Anfang Dezember, weil man hoffte, es würde ein paar Leute geben, die ein Tier als Weihnachtsgeschenk suchten. Ich musste dorthin, um die Sache zu unterstützen. Mikey war an diesem Wochenende bei seinem Vater, und ich ging mit meiner Mutter zum Einkaufen.

»Wir müssen noch kurz im Park vorbei«, sagte ich ihr. »Nur einen Moment, weißt du, uns sehen lassen.«

»Ah ja.« Meine Mutter wusste, dass ich eine leichte Beute für solche Veranstaltungen war. Ich kaufte Glühbirnen bei Behinderten, Zeitschriften bei benachteiligten Jugendlichen,

Eintrittskarten für Square-Dance-Veranstaltungen von der örtlichen Polizei.

Als wir in den Park kamen und meine Mutter das Bellen hörte, hob sie eine Augenbraue und sah für einen Moment aus wie Elizabeth Taylor. Und als sie das Schild mit der Aufschrift »Adoptieren Sie heute einen Hund« sah, spitzte sie ihre perfekt geschminkten Lippen, schüttelte ihre gut geschnittene schneeweiße Haarpracht und kicherte. »Du brauchst aber keinen Hund.«

»Mami, ich bin nicht hier, um einen Hund zu adoptieren, ich bin nur hier, um die Veranstaltung zu unterstützen.«

»Ah ja.«

Wir sahen uns ein wenig um. Freiwillige gingen mit Hunden jeder Rasse, Form und Größe spazieren, um das Geschäft anzukurbeln. Ich versuchte, möglichst wenig hinzusehen.

»Komm, wir schauen mal, ob wir irgendwie helfen können.« Ich zeigte auf das Zelt auf der anderen Seite.

Wir hatten den Park schon zur Hälfte durchquert, als eine schrecklich magere, zottige Promenadenmischung uns entdeckt hatte. Irgendwo da drin steckte wohl ein Briard oder ein Portugiesischer Wasserhund. Der arme Kerl kam auf uns zuge trabt, mit einem Gang, der auf bessere Zeiten schließen ließ. Eine leicht verzweifelte Freiwillige lief hinter ihm her, die Leine in der Hand.

Der schäbige Hund sah mich mit dunkelbraunen Augen an, die hinter seinen verfilzten Stirnlocken fast verschwanden. Er neigte den Kopf und schob seine Nase unter meine Hand, auf der Suche nach ein bisschen Zärtlichkeit.

»Ja, du armer Kerl!« Ich hockte mich hin und umarmte ihn. »Warum ist er denn so dünn?«

»Sie hätten ihn mal sehen müssen, als wir ihn gefunden haben. Da war er wirklich fast verhungert und lag in einem Schuppen ganz hinten in einem Haus, das zur Zwangsversteigerung anstand.«

»O nein!« Ich umarmte ihn noch einmal. »Wer macht denn so was?«

»Warum haben Sie ihn nicht angeleint?« Meine Mutter sah die Frau vom Tierschutzverein wütend an. Aber die Frau achtete gar nicht auf die offensichtliche Hundehasserin, sondern wandte sich an mich, die offensichtliche Hundefreundin. »Er ist so brav, ich fand es einfach gemein, ihn an der Leine rumzuführen.«

»Ja, er ist ein ganz braver Kerl.« Ich kralte ihn hinter den langen Schlenkerohren. »So ein braver Hund. Mami, findest du nicht auch?«

»Äh ... ja.«

»Wie heißt er denn?«

»Wir nennen ihn Blackie, aber ehrlich gesagt, haben wir keine Ahnung. Er ist ja als Streuner zu uns gekommen.«

»Ein Streuner«, wiederholte meine Mutter. »Weiß Gott, wo er schon rumgelaufen ist.«

»Er hat so eine ganz besondere Würde an sich«, sagte ich. »Wenn er meiner wäre, würde ich ihm einen ganz großartigen Namen geben ... Shakespeare oder so.«

»Aber du brauchst keinen Hund.« Die kultivierte Stimme meiner Mutter nahm eine gewisse Festigkeit an.

Ich richtete mich auf. »Nein, natürlich nicht. Wir sind nur hier, um ein bisschen mitzuhelfen.«

Die Freiwillige seufzte. »Heute ist sein letzter Tag. Er ist jetzt seit drei Monaten bei uns, wenn ihn heute keiner nimmt, müssen wir ihn einschläfern lassen.«

»O Gott!« Ich sah meine Mutter an.

»Fang gar nicht erst an, darüber nachzudenken.«

»Sie würden ihn umsonst bekommen«, fuhr die Freiwillige fort. »Wir würden auf die Gebühr verzichten.«

Meine Mutter seufzte. »Du brauchst keinen Hund!«

»Aber bald ist Weihnachten, Mami.« Inzwischen hatten mein Ex und ich uns öfter getrennt und wieder versöhnt, als ich zählen konnte. Wobei die Versöhnungen gern an Weihnachten stattfanden. »Und Mikey und ich sind ganz allein.«

»Ihr habt eine Katze.«

»Du weißt, wie es mir an Weihnachten geht.«

»Du gibst klein bei. Jedes Mal.« Meine Mutter mochte meinen Ex nicht und wollte nicht, dass ich diesmal wieder klein beigab.

»Aber diesmal nicht, Mami.« Ich strich dem Hund über den Kopf. »Kannst du dich noch an den Film *Wall Street* erinnern, wo Michael Douglas zu Charlie Sheen sagt: ›Wofür brauchst du einen Freund? Schaff dir einen Hund an.‹?«

Meine Mutter nickte.

»Also. Wofür brauchst du einen Mann?« Ich wartete einen Moment.

»Schaff dir einen Hund an.« Meine Mutter nahm der Freiwilligen die Leine aus der Hand. »Wir nehmen ihn.«

Ich bestand darauf, die Gebühr zu bezahlen, schließlich war es eine Wohltätigkeitsveranstaltung meiner Firma, und wir setzten den entzückten Hund auf den Rücksitz und fuhren mit ihm nach Hause. Er legte sich sofort hin, ganz ruhig, aber aufmerksam und mit abenteuerlustigem Blick.

»Er hat gute Manieren«, sagte meine Mutter, die offenbar Vergleiche mit meinem Ex anstellte. »Und er wird ein guter Begleiter beim Laufen sein.« Meine Mutter machte sich immer Sorgen, wenn ich morgens durch die baumlosen Parks der Stadt joggte.

»Genau«, lächelte ich und dachte daran, wie begeistert Mikey sein würde. Und wie viel Spaß es mir machen würde, wenn er meinem Ex erzählte, dass ich ihm einen Hund mitgebracht hatte.

Isis und Shakespeare waren während der nächsten paar Jahre mit all ihrem Auf und Ab wunderbare Gefährten gewesen. Die allwissende Isis lag uns auf dem Schoß, wenn wir traurig waren, und der treue Shakespeare bewachte bei Tag unsere Tür und bei Nacht unsere Betten. Sie waren Trost und Freude für Mikey und mich, in guten wie in schlechten Zeiten.

Aber inzwischen war Isis neun und Shakespeare sieben Jahre

alt, soweit wir wussten. Also hatte Mikey vielleicht recht – es war Zeit für ein neues Familienmitglied, vor allem jetzt, da wir doch das Haus hatten. Also fuhren wir hoffnungsfroh zum Tierheim.

Aber dort gab es keine Welpen. Die verantwortungsbewussten Bürger von Massachusetts waren offenbar politisch so korrekt, dass sie ihre Haustiere brav kastrieren ließen und auf diese Weise die Zahl der überzähligen Welpen drastisch reduzierten. Es gab jede Menge ältere Hunde und Massen von älteren Katzen, aber keine Welpen.

»Ab und zu bekommen wir Welpen«, sagte Shelley, die an diesem Tag Dienst hatte, zu Mikey. »Aber warum willst du darauf warten, wenn es doch so viele nette Hunde hier gibt. Großartige Hunde, die ein gutes Zuhause brauchen und furchtbar gern bei dir wohnen würden.« Sie sah Mikey bedeutungsvoll an.

»Wir kriegen einen Welpen. Heute noch.« Mikey hielt Shelleys Blick stand, drehte sich auf dem Absatz um und ging.

Ich seufzte. »Tut mir leid«, sagte ich zu Shelley. Und lief hinaus, meinem dickköpfigen Sohn hinterher.

Ich war mein Leben lang dickköpfigen Männern nachgelaufen, da kam es auf einen mehr oder weniger nicht mehr an.

»Die schlimmsten Probleme bei der Hundehaltung entstehen, weil die Auswahl gedankenlos oder in Eile vorgenommen wurde.«

Roger A. Caras: Harper's Illustrated Handbook of Dogs

Eine halbe Stunde später waren wir wieder zu Hause, und Mikey saß am Laptop und suchte im Internet nach Welpen in unserer Nähe.

»Und, wie sieht's aus?« Ich setzte mich neben ihn auf die Couch, eine Tüte mit Tortilla-Chips in der Hand. Etwas anderes zu essen hatten wir nicht im Haus, der neue Kühlschrank sollte erst am Montag geliefert werden. Und ich hatte noch nichts eingekauft.

»Nichts hier in der Gegend.« Mikey warf mir einen anklagenden Blick zu und schob dann seine Faust in die Chipstüte. »Echt blöd, diese Südküste«, sagte er mit vollem Mund. »Haben meine Freunde zu Hause in Salem auch gesagt. Offenbar haben sie recht.«

Zu Hause.

»Du sollst nicht mit vollem Mund sprechen.« Ich hielt die Tüte weit weg von ihm, und er streckte sich danach aus. »Und außerdem ist das hier jetzt unser Zuhause, unser ganz eigenes Zuhause, wie wir es immer haben wollten. Kannst du dich erinnern?«

»Wie *du* es immer haben wolltest«, entgegnete Mikey. Wir rangelten ein bisschen um die Chipstüte, bis sie auf einmal kopfüber stand und wir beide mit Chips vollgeregnet wurden. Wir rafften eilig ein bisschen Munition zusammen und bewarfen uns damit.

»Die Südküste ist voll blöd!« Mikey warf eine Handvoll.

»Die Südküste ist voll gut!«, schrie ich lachend und feuerte zurück. Shakespeare kam angetrabt und bediente sich an den Resten.

Mikey setzte sich wieder an den Computer. Ich umarmte Shakespeare.

»Du kannst dich umsehen, so viel du willst, wir haben schon den besten Hund in ganz Neuengland. So einen findest du kein zweites Mal.«

»Da gibt es einen *Puppy Palace* in Bowlington.«

»Bowlington? Da fährt man doch Stunden!«

»Nein, stimmt gar nicht.« Mikey hackte auf die Tastatur ein. »Achtundvierzig Meilen. Und es liegt gleich bei der Ausfahrt.« Er strahlte mich triumphierend an. »Die haben bis fünf Uhr offen. Wenn wir jetzt sofort losfahren, schaffen wir das locker.« Mikey sprang auf und rannte in die Küche. Wie der Blitz war er wieder da, meine Handtasche in der einen Hand und die Schlüssel in der anderen. Die Handtasche überreichte er mir mit großer Geste und klapperte dann mit den Schlüsseln. »Los jetzt, Mama, auf geht's!«

Mein Mutterherz lachte bei seinem Anblick. So viel Begeisterung für etwas Neues! Er hatte in letzter Zeit viel Neues verkraften müssen: neues Haus, neue Gegend, neue Schule. Und da hatte sich seine Begeisterung durchaus in Grenzen gehalten. Wie sollte ich ihm diesen einen kleinen Wunsch abschlagen?

Er rannte aus dem Zimmer und aus dem Haus, Shakespeare ihm dicht auf den Fersen. Die Tür fiel hinter Mikey ins Schloss und stoppte den Hund. Er saß da, wedelte mit dem Schwanz und fiepte, weil er raus wollte.

»Tut mir leid, Shakespeare.« Ich tätschelte ihm den Kopf und deutete auf sein Hundebett. Shakespeare sah mich mit Trauerblick an und schlurfte dann hinüber, um die Stunden bis zu unserer Heimkehr zu verschlafen.

Mikey saß schon im Auto.

»Das ist doch keine Art, sich einen Hund anzuschaffen!«,

beklagte ich mich, als ich den Wagen startete und auf den ausgefahrenen Feldweg fuhr, der zu unserem Haus führte. »Wir haben keine Ahnung, was für ein Laden das in Bowlington ist. Es könnte ja auch eine von diesen schrecklichen Welpenfabriken sein, über die sich die Tierschützer immer aufregen.«

»Was für Tierschützer?«

»Tierschützer eben«, erwiderte ich. »Leute, die sich dafür einsetzen, dass die Menschen Tiere gut behandeln.« Wir holperten fast eine halbe Meile schweigend über den Feldweg, bis wir die Auffahrt auf die Route 14 erreichten.

»Wir sind auch Tiere«, sagte Mikey schließlich.

»Stimmt.« Ich warf ihm einen schnellen Blick zu. »Aber wir sind nicht immer nett zu den anderen Tieren in unserem Dschungel. Wie zum Beispiel mit diesen Welpenfabriken. Da züchten sie Hunde massenweise, unter schrecklichen Bedingungen, bloß um schnelles Geld zu machen.« Ich fuhr auf die Landstraße und Richtung Schnellstraße. Wir kamen durch das kleine Dorfzentrum, vorbei am Dorfanger mit seinem viktorianischen Musikpavillon und dem Rathaus mit der weißen Holzvertäfelung, an der Polizeiwache und der »Historischen Gesellschaft«. Die großen alten Bäume leuchteten in Gold, Rot und Gelb. Neuengland in Bestform. Nach zwanzig Jahren in der Plastikwelt gab mir der ewige Rhythmus der Jahreszeiten hier im Yankeeland endlich wieder ein tiefes Gefühl von Sicherheit. Ja, hier waren wir sicher.

»Tun sie den Welpen weh?«

»Manchmal. Aber normalerweise behandeln sie sie nur schlecht, sodass sie krank und überzüchtet sind und alle möglichen Probleme haben, wenn sie größer werden.« *Wie unsere Kinder*, dachte ich bei mir.

Mikey sah mich an. »Was für Probleme?«

»Manche Hunde sind viel zu schüchtern oder zu ängstlich. Und manche werden böseartig.« *Wie unsere Ehemänner*, dachte ich. Wir bogen auf die Route 3 ein und waren endlich auf dem Weg nach Bowlington.

»Kann man sie nicht erziehen?«

Lieber Gott, das will ich doch schwer hoffen, dachte ich.
»Manche Hunde kann man nicht erziehen«, sagte ich laut.

»Ich wette, Papa Colonel könnte«, sagte Mikey mit dem unerschütterlichen Glauben eines Jungen an seinen Großvater. Allerdings dachten wir alle so über meinen Vater. Der Colonel – das war der Mann, den man rief, wenn man jemanden brauchte, der Kriegsgefangene rettete oder mit Geiselnehmern verhandelte oder jugendliche Straftäter zusammenstauchte. Oder Hunde erzog. Er hatte Weimaraner und Deutsch Kurzhaar und Dänische Doggen gehabt – es gab einfach keinen Hund, mit dem er nicht zurechtkam.

Als ich acht Jahre alt gewesen war, hatten sie ihn für ein Jahr nach Korea geschickt. Meine Mutter und ich waren zu Hause in Fort Sill geblieben, zusammen mit Papas neuestem Hund, einem lebhaften jungen, kräftigen Ungarischen Vorstehhund namens Red. Red benahm sich absolut vorbildlich – bis zu dem Moment, als der Colonel in das Flugzeug stieg, das ihn nach Asien bringen sollte. Von diesem Augenblick an war der Hund außer Rand und Band, sprang Briefträger an, ging auf männliche Besucher los und bellte jeden Menschen an, den er sah. Meine Mutter, die überhaupt kein Hundemensch war, fürchtete sich vor ihm. Ich hingegen liebte ihn, war aber viel zu klein, um ein Vieh von annähernd vierzig Kilo zu bändigen. An dem Tag, als er unseren Pfarrer Pater George in eine Ecke des Esszimmers getrieben hatte, brachte meine Mutter ihn in einen Zwinger, wo er bleiben sollte, bis Papa zurückkam.

Nach sechs Monaten kam der Colonel von Korea zurück, und nachdem er meine Mutter und mich herzlich begrüßt hatte, ging er als Allererstes Red abholen. Wir fuhren mit seinem neuen Buick meilenweit an Gestrüpp und Riesenspinnen vorbei, er am Lenker, meine Mutter auf dem Beifahrersitz und ich hinten auf der Rückbank. Wie sich das nun mal gehörte im Jahr 1965.

Zwanzig Minuten später fuhren wir auf das schäbige Gelände mit der fröhlichen Aufschrift »Hundepension« und kletterten alle aus dem Wagen. Papa marschierte zum Eingang, Mami und ich schlurften hinterher.

»Ich will Red abholen, den Ungarischen Vorstehhund«, sagte er zu dem schlaksigen Typen mit dem Militärhaarschnitt und dem näselnden Oklahoma-Akzent. Auf der Brusttasche seines Hemdes stand der Name Bob. Bob war der Eigentümer.

»Das Vieh ist verrückt«, näselte Bob.

»Was ich dir gesagt hab«, flüsterte meine Mutter Papa zu.

»Unsinn.«

»Den sollte man einschläfern!« Der Kerl sah meinen Vater an, bemerkte die perfekt gebügelte Uniform und die funkelnenden silbernen Eichenblätter auf den Schultern. »Sir.«

»Unsinn«, wiederholte mein Vater. »Jetzt wollen wir mal sehen.«

Wir folgten Bob und Papa durch den Zwinger, ein lautes, stinkendes Gewirr von eingezäunten Pferchen mit lauten, stinkenden Hunden. Wir kamen an Deutschen Schäferhunden und Golden Retrievern vorbei, an Irischen Settern, schwarzen Labradoren und Weimaranern und Bluthunden, an Beagles und Bassets und Dackeln. Lauter lebhaft, laute, schwanzwedelnde Hunde, die hofften, wir kämen wegen ihnen. Aber wir kamen nicht wegen ihnen. Wir gingen weiter, an Dutzenden und Aberdutzenden von Käfigen vorbei. Und endlich, am Ende des Zwingers, in einem größeren Pferch, warf sich ein rasender Blitz aus knurrender, schnappender Aggression immer wieder gegen den Maschendrahtzaun. Red.

»Wow!« Ich wandte mich zu meiner Mutter. »Was ist denn mit dem passiert?«

»Ich habe dir doch gesagt, der Hund ist vollkommen durchgedreht«, sagte meine Mutter zu meinem Vater. Er hörte gar nicht hin. Meine Mutter hielt mich fest, als Papa sich dem Hund näherte.

»Warten Sie, ich hole einen Stock«, sagte Bob.

»Ist nicht nötig.« Mein Vater hatte die Hand schon am Türgriff.

»Ich würde da an Ihrer Stelle nicht reingehen!« Bob schrie es fast, weil er sich nur so mit seiner Stimme gegen Reds wildes Bellen durchsetzen konnte.

Der Colonel öffnete die Tür.

Red sprang.

»Platz, Red, Platz!«, kommandierte der Colonel mit der Stimme, von der ich nur allzu gut wusste, dass sie kleine Mädchen und erwachsene Männer gleichermaßen zum Weinen bringen konnte.

Nur Bob war überrascht, als Red mitten im Sprung innehielt und sich mit einem kurzen Fiepen auf den Betonboden fallen ließ.

»Komm!« Papa streckte die Hand aus, und Red kroch zu ihm, mit wild wedelndem Schwanz. Dad tätschelte Red den Kopf und kralte ihn hinter den Ohren. »Guter Hund.«

Der Colonel verließ den Pferch, Red dicht an seiner Seite. »Wir finden schon raus«, sagte er zu Bob.

»Yes, Sir«, murmelte Bob.

Papa fände es gut, dass Mikey einen Welpen bekam. Immerhin hatte er meine Tochter Alexis dabei unterstützt, dass sie zu ihrem zehnten Geburtstag einen niedlichen kleinen Welsh Corgi aus dem Tierheim adoptieren durfte. Und als mein Sohn Greg gerade elf geworden war, kam er mit dem Colonel und einem Mischlingshund nach Hause. Rottweiler und Dänische Dogge. Mein Vater war der festen Überzeugung, dass Hunde gut für Kinder waren – und umgekehrt.

»Du hast recht«, sagte ich zu Mikey. »Papa Colonel kann jeden Hund erziehen.« *Wenn er bloß hier in Massachusetts wäre und nicht Tausende von Meilen weit weg in Las Vegas – dann könnte er uns helfen, diesen neuen Welpen zu erziehen*, dachte ich. »Aber wir sind allein hier«, sagte ich zu Mikey. »Wir werden den Welpen schon selbst erziehen müssen.«

»Ist doch ein Klacks«, sagte Mikey.

Ein Klacks. Genau.

Der *Puppy Palace* befand sich am Stadtrand von Bowlington in einem großen, alten viktorianischen Haus. Das Haus sah sauber und fröhlich aus, eher wie ein gut geführter Kindergarten als wie die Welpenfabrik aus meinen düsteren Visionen.

»Wir kommen wegen eines Welpen«, sagte Mikey zu der weißhaarigen Hundezüchterin mit dem freundlichen Gesicht, die an der Rezeption saß.

»Ist das so?«, erwiderte sie, die Stimme voll mit irischem Lächeln. »Dann seid ihr hier am richtigen Ort, junger Mann.« Sie zeigte nach links. »Schaut euch die Kleinen ruhig mal an.«

Mikey rannte den Flur hinunter, dem unwiderstehlichen Geräusch fröhlicher Welpen entgegen.

»Vielen Dank«, sagte ich zu der Dame und folgte meinem Sohn.

Ich fand ihn in einem großen, hellen Raum, der früher einmal eine Sonnenveranda gewesen war. Kleine Laufställe mit anbetungswürdigen Welpen zogen sich an den Wänden entlang. Winzige, flauschige, kläffende kleine Köter, unaussprechlich nett – eine durchgestylte Kakophonie von acht Wochen alten Yorkshire-Terriern, Shih Tzus und Lhasa Apsos. Zwergpudel und Chihuahuas und Pekinesen. Hunde, die auch noch im Erwachsenenalter perfekt in eine Tasche von Kate Spade passten. Wenn Paris Hilton Hunde züchten würde, sähen sie vermutlich so aus.

Mikey rannte aufgeregt und glücklich von einem Welpen zum anderen. »Schau dir den mal an, Mami! Schau dir den mal an!«

Sie waren alle mehr als niedlich, aber ich wusste sofort, dass diese hübschen Flauschbällchen mit ihren Schleifchen im Fell viel zu weiblich für meinen Jungen waren. Jetzt, mit seinen zwölf Jahren, verliebte er sich Hals über Kopf in sie, ganz klar; aber in zwei Jahren würde er vor lauter testosterongetriebener

Peinlichkeit eher tot umfallen, als dass er sich mit einem solchen Mädchenhund in der Öffentlichkeit sehen ließe. Und natürlich würde er den Hund nicht in einer Handtasche mit sich herumtragen. Wenn wir mit einem dieser Trend-Hündchen nach Hause gingen, würde es letztlich darauf hinauslaufen, dass das schicke Tierchen *mein* Tierchen sein würde, nicht Mikeys. Und ich hatte schon einen wunderbaren Hund: Shakespeare.

»Entzückend«, sagte ich möglichst neutral. Ich ging von Laufstall zu Laufstall in der verzweifelten Suche nach einem etwas kleineren Hund mit etwas männlicherer Ausstrahlung. Nach einem, der nicht nur im Ballettröckchen gut aussehen würde.

Es war lange her, dass ich einen Hunde *gekauft* hatte. Unsere Tiere waren immer aus dem Tierheim gekommen, hatten nur eine kleine Spende und die Arztrechnung fürs Kastrieren gekostet, wenn überhaupt. Diese Designerwelpen hier waren reinrassige Schönheiten – mit Preisschildern. Der Durchschnittspreis betrug fünfhundert Dollar, manche kosteten auch tausend. Ich rechnete meine mageren Ersparnisse durch, die erst kürzlich durch einige Zusatzkosten für das Haus weiter reduziert worden waren. Viertausend Dollar, mit denen ich nicht gerechnet hatte. Und ich brauchte noch eine Waschmaschine, einen Wäschetrockner, Vorhänge und Vorhangschienen, eine Spülmaschine ... was man eben so braucht, wenn man in ein neues Haus zieht. Ganz zu schweigen davon, dass ich als stolze Hausbesitzerin jetzt doppelt so hohe laufende Kosten pro Monat hatte wie vorher – Kreditraten, Steuern, Versicherungen ... Das Gehalt bei meinem neuen Job war höher, aber zum ersten Mal im Leben war ich tatsächlich auf die Unterhaltszahlungen für mein Kind angewiesen, die mir von Rechts wegen zustanden, die ich aber nur selten bekam. Ich hatte meinen Ex informiert, dass er von jetzt an regelmäßig zahlen müsse, aber das hieß noch lange nicht, dass ich das Geld wirklich bekommen würde, jedenfalls nicht ohne die Be-

schäftigung eines teuren Anwalts in Kalifornien, den ich eigentlich auch nicht bezahlen konnte. Ich schloss die Augen und fragte mich nicht zum ersten Mal, wie ich mir das perfekte Vorstadtleben als alleinerziehende Mutter wohl leisten sollte.

»Mama?«

Ich machte die Augen wieder auf und sah Mikey vor mir stehen, einen sich windenden weißen Wattebausch mit dunklen Augen und einer rosa Zunge auf dem Arm, der Mikey begeistert die Wange leckte.

»Ist die nicht niedlich?«

»Ja«, sagte ich langsam und warf einen schnellen Blick auf das Preisschild am Laufstall des Bichon Frisé. Tausend Dollar. Und weg waren die Waschmaschine und der Trockner. Ich sah meinen Sohn wieder an. »Jetzt ist sie niedlich. Aber sie bleibt ja kein Welpen, und wenn sie groß ist, dann wird sie eins von diesen aufgeputzten Schoßhündchen. Meinst du wirklich, du wirst mit vierzehn ... sechzehn ... achtzehn Jahren noch Freude an so einem Mädchenhund haben?« Ich hielt die Luft an.

Mikey dachte darüber nach und reichte mir dann den Welpen. »Da hast du vielleicht recht, Mama. Wir brauchen wahrscheinlich einen größeren Hund. Einen Hund für Jungen, zum Beispiel einen schwarzen Labrador oder einen Golden Retriever.« Er sah sich um. »Aber so was haben sie hier nicht, das ist eher ein Laden für kleine Hunde.«

»Nein, mein Freund!« Ich setzte den kleinen Bichon Frisé vorsichtig wieder in den Stall. »Wir haben schon einen großen Hund. Und eine Katze. Und wir wohnen im kleinsten Haus der Welt.«

»Aber Mama ...«

»Wir hatten uns geeinigt, dass du einen kleinen Hund haben kannst. Wir finden schon einen.« Ich schob Mikey vor mir her. »Komm, wir schauen weiter.« Ich hatte zwei junge Dackel entdeckt. »Die sind niedlich – aber nicht zu sehr.«

»Ich will doch keinen Würstchenhund, Mama!«